Der Einsame.

Erzählung von S. Varinkay.

Wie zugepappt war dem Dolf der Schnabel gewesen. Kein Wort hat er gesagt, daß er die Amei gern sieht. Zu niemand. Auch zu ihr nicht. Sie hat's freilich aus seinen nußfarbenen Augen gemerkt, die hinter ihr her waren, wie die braunen Gucker eines hungrigen Dackels. Aber geredet hat er nicht. Und die stille, sanfte Amei war nicht die, die's ihm herauslocken hätte können. Ihm mit einem leichten Stups die Zunge lösen, das vermochte sie nicht.

Zudem war sie armer Leute Tochter, und er saß als Selbständiger mit seiner alten Mutter in einem schmucken Gütchen. Vielleicht wollte er darum nicht sprechen. Es gibt Menschen, die alle Liebe verschlucken und verstecken nur des Vorteils willen. Dolf gedachte wohl eine Vermögliche zu heiraten!

Sie drückte deshalb die Wärme, die bei seinem Anblicke in ihrem Herzen aufstieg, tapfer hinunter und war eifrig beflissen, ihm und keinem zu verraten, wie teuer er ihr war.

So kam's, daß eines Tages der Matthias Johl, als er bei ihren Eltern um sie anhielt, das Jawort erhielt. Auf was sollte sie warten? Vater und Mutter waren selig, sie von der Schüssel zu bringen. Dolf würde früher oder später eine kronenschwere Bäuerin auf seinen Hof setzen; sie nicht, gewiß nicht! Also ein Ende all den zitternden Hoffnungen, den bitteren Zweifeln!

Matthias war ein flotter und sauberer Bursche und sie konnte stolz auf ihn sein, wenn er auch nichts besaß, als ein fast armseliges Häuschen. Er hatte in Wien bei einem Kavallerieregiment gedient und war als Mann von Manieren zurückgekehrt, die dem ganzen Dorf imponierten. Eigentlich war er Holzfäller; aber wie selten nahm er die Axt über die Schultern. Etwas anderes trug ihm die runden, glänzenden Füchse ein. Oft und oft ging er als Führer mit den vornehmen Herren in die sterrischen Berge auf die Jagd. Gewandt, intelligent, frisch und froh, war er jedem ein angenehmer Begleiter.

Nach sechs Wochen schon hielten sie Hochzeit. Matthias hatte es sehr eilig, und Amei war nicht dagegen. An einem lenzschönen Apriltag traten sie an den Altar. Viele neidische Augen ruhten auf der Braut, die mit dem Kränzel im blonden Haar an des hochgewachsenen Mannes Seite stand.

Sie war eine weinende Braut. Das deuteten die Leute gut. Tränen am Hochzeitstag, das gibt Lachen in der Ehe! Sie begriffen nur nicht, warum die Amei weinte. Um die Armut daheim brauchte ihr doch nicht leid zu sein! Und sie blieb ja im Dorf! Konnte Vater und Mutter jeden Tag sehen! Und den Matthias mußte sie doch gern haben, den hübschen, feschen Burschen, der manchem Mädchen mit Mitgift willkommen gewesen wäre! Sie weinte eben. Man fragte sie nicht allzulang, warum?

Es war Amei selbst nicht ganz klar, warum ihr die Tränen flossen. Gleich zu Anfang der frommen Handlung hatte sie mit einem Blick seitswärts geschaut, und da schoß es ihr heiß durch den Sinn: Wenn Dolf so neben mir stünde?!

Der Gedanke war wie ein Wunsch. Durchs Herz ging ein Stich und die Augen begannen zu tropfen. Sie faßte sich zwar und war ganz bei der Zeremonie, gelobte mit warmer Aufrichtigkeit dem Manne neben ihr Treue und Ergebenheit. Aber die Tränen liefen immerzu.

„Warum flennst, Amei?" flüsterte Matthias. „Sollst es ja gut haben bei mir!"

Sie wischte und schluckte und lächelte ihn an, als er den Reif an ihren Finger steckte.

Der Zug ging aus der Kirche über den Friedhof. Die Musikanten voran bliesen einen lustigen Marsch, das Hochzeitspaar schritt Hand in Hand mitten unter den Gästen. Bunte Bänder flatterten, Kinder jauchzten, die Finken schmetterten ihren fröhlichen Schlag dazwischen.

Da mußte Amei nach rechts blicken. Hinter einem Grabstein stand Dolf, die braunen Augen brennend auf sie gerichtet. Die Braut wurde kalkweiß und lehnte sich an Matthias.

„Was hast, Hascherl?" sagte der und legte den Arm um sie.

„Eine Fledermaus!" log sie. „Die bringt Unglück."

„Geh, was dir einfällt! Die Schlafhauben lassen sich um Mittag nit sehen! Hast di verschaut, es war gewi' ein Spatz! Oder ein Schwalberl, Schatz, das Nesterl bauen will, wie wir!"

Die Leute, an denen Amei vorbei mußte, tuschelten: „Es ist ihr übel worden von dem dumpfen Geruch in der Kirch!" Und die hinter ihr waren, wispelten: „Die Liab! Wie sie sich halten!"

Das Häuschen der jungen Eheleute sieht mit der Rückseite gerade nach Dolfs Hof. Kaum dreißig Schritte ist es entfernt. Wenn sie abends vor der Tür sitzen, wo Matthias unter einem krummen, malerischen Hollerbaum eine Bank nebst Tisch aufgeschlagen hat, liegt das niedliche Anwesen etwas erhöht stehend, im letzten Abendlicht vor ihnen. Es ist still zu allen Zeiten drüben.

„Einen kuriosen Nachbar haben wir, gel, Amei! Laßt sich nit schauen und nit hören. Magd und Knecht gehen nach Feierabend vom Hof, weil's ihnen daheim zu tot is. Die alte Mutter betet in einem Winkel ihren Rosenkranz und der junge Bauer sitzt an einem Fleck wie ein Bildstöckl und schaut in den Himmel, als wollt' er die Englein seh'n und ihnen das Fliegen ablernen! Nur Zitherschlagen tut er manchmal, aber recht traurige Stücke, und singen dabei wie ein Grabsänger! — Is ein Sonderling der! War schon als Bub ein solcher. Der Schnabel ging ihm nit auf, weder zur rechten, noch zur unrechten Zeit! Wie ein träumiger Lalatz is er herumgestanden, wenn wir gespielt und gejuchzt haben. Später hatten die hübschen Madeln im Ort vor keinem mehr Ruh', als vor dem Leimsieder. Könnt' längst ein Weib haben, dann tät's doch ein wenig lebendig werden im Haus!"

Amei nickte still mit dem Kopf. Das Gespräch machte sie beklommen. Sie wollte von Dolf nichts sehen und hören und gar nicht denken an ihn. Was ging er sie an! Sie war ein ehelich' Weib, hatte ihr Tagwerk und ihre Pflichten und wollte sich nicht mit etwas beschäftigen, was sie unruhig machte.

Dolf hatte ihr nichts zu sagen gehabt! Daß seine Augen hinter ihr einmal nachgeschlichen, war vorbei. Es war gewiß anders gemeint gewesen, als sie vermutet hatte! Und sein Aussehen an ihrem Hochzeitstage war gewiß nicht so schlimm gewesen. Sie hatte sich's eingebildet, oder es war ihm vorher weiß Gott was über die Leber gekrochen!

Was sie selbst für ihn gefühlt, hatte sie weit zurückgeschoben und zugedeckt. Sie wollte es vergessen. Das war ihr Vorsatz schon vor der Hochzeit gewesen, und es war ihr leicht geworden, ihn auszuführen, denn Matthias war ein guter Mann. Wohl ein bißchen leichten Sinnes, aber offenherzig und immer froh und vergnügt. Wenn er nicht fort war, in den Bergen mit Fremden oder im Wald bei der Arbeit, dann klang sein Pfeifen und Singen den ganzen Tag durch's Haus, und man hörte es weiter als dreißig Schritte.

In das Pfeifen und Singen mischten sich bald andere Töne. Ein gesundes Kindlein schrie und kreischte und krähte. Es ging laut und lustig zu. Wie ein stilles Klösterchen stand der Bauernhof daneben.

Eines Tages starb die alte Mutter Dolfs. Amei und Matthias waren beim Begräbnis.

„Nun wirst wohl bald heiraten?" meinte Ameis Mann, als sie nachher ein paar tröstende Worte zu dem Sohn sagten.

Der junge Bauer lächelte schwach. „O nein!" entgegnete er. „I bin ein Einsam und bleib' ein solcher. Es is mir gut dabei."

Er hob kaum den Blick. Sie reichten sich die Hände. Das junge Weib fühlte einen Moment lang seine eisklalten Finger in ihren lebenswarmen und schauerte.

Matthias schüttelte sich lachend, als sie weg waren. „Prrr! Mit den wehleidigen Augen! Der hat die schwarze Melancholei!"

Amei lachte nicht. Sie ging schweigend nach Hause, Matthias mit den andern Männern zum Trinken.

Er saß überhaupt gern am Wirtstisch. Einen lustigen Menschen leidet's nicht lange im engen Heim; er braucht Genossen und Publikum für seine Schnacken und Schnurren. Matthias war das Einkehren von seinen Wanderungen in den Bergen gewöhnt.

Eine Zeit lang genügten ihm wohl Weib und Kind ganz. Aber dann zog es ihn mehr und mehr in die Schenke. Er ließ sich dagegen nichts sagen. Er gab nicht mehr aus, als er durfte und er versäumte keine Pflicht.

Amei war an vielen Abenden allein. Sie ging zu den Eltern und diese besuchten sie; doch sie saß trotzdem manches Stündlein einsam unter dem Hollerbaum. Da kamen allerlei Gedanken über sie, die besser ungeachtet geblieben wären. Und die Einsamkeit schwächte ihren anfänglichen Widerstand.

Hatte Dolf sie nicht doch am Ende gern gehabt? Seine Augen! Wenn sie sich die vorstellte, so tief und dunkel und sprechend, dann überfloß es sie heiß und bang. Ihr Verstand sagte ihr freilich: Du hast geträumt! Sein Mund ist doch stumm geblieben! Doch ihr Herz klopfte anders: Ja, er hat dich lieb gehabt! Und die Neugier frug: Tut ers' noch? Bin ich ihm noch etwas wert? Es sitzt heute noch keine Bäuerin auf seinem Hofe.

Auf welch' gefährlichem Wege sie war, das spürte sie minutengleich, wenn ihr Mann heimkehrte und sie aus ihren Gedanken heraus in sein frisches, frohes Gesicht sah. Da war sie doppelt freundlich und liebevoll.

Hatte er das Haus wieder verlassen, kroch die Versuchung aufs neue an sie heran, und sie grübelte wieder. Das lachende, lallende Kind verscheuchte untertags wohl die Gefahr, aber abends schlief es im Bettlein, und die einsame Mutter verfiel ins Sinnen. „Hat Dolf mich liebgehabt? Liebt er mich noch?" Diese zwei Fragen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus. Auf sie konzentrierten sich nach und nach ihre Gedanken und ihre Begierden.

Der Frühling hatte bereits seinen Einzug ins Tal gehalten. Erstes Grün war an den Zweigen und über die Wiesen und Hänge gebreitet; der lichtblaue Himmel strahlte in den glänzenden Spiegeln der frostfreien Gewässer wider mit duftenden Kelchen und rosigen Säumen blühten Veilchen und Maßlieb aus allen Vogelkehlen klang der Jubel. Nur auf den nahen Alpen leuchtete winterlich noch der Schnee.

Dolfs Zitherspiel tönte herüber, und es war ihr, als erhebe sich dazwischen seine Stimme.

Sie schlich so nahe hin als möglich und horchte angespannt. Nach einigem Proben und nach einleitenden, schwermütigen Akkorden begann er nun. Kein Laut entging ihr in der stillen Abendluft. Ein Lied der Sehnsucht sang der Einsam, ein Lied von schönen Blumen, die an unzugänglichen Felsen blühen, von der Sehnsucht, die da am größten, wo der See am tiefsten, die Bergwände am schroffsten sind.

Der letzte Ton verhallte, dann blieb's stumm. Ameis Wangen brannten, ihr Herzschlag jagte. Jetzt hatte sie die Antwort!

Aber auch noch anderes offenbarte sich ihr: heiß stieg in ihr ein Etwas auf, das sie mächtig hintrieb zu dem einsamen Mann.

Sie flog ins Haus zurück und an das Bett ihres Kindes. O, Gott, nur nichts mehr denken und fragen, nichts mehr fühlen! Sie hatte Treue gelobt, die wollte sie halten, auch im Herzen. Matthias war ihr ein redlicher, braver Mann; an ihn wollte sie sich klammern mit aller Kraft und sich um jenen andern nicht mehr bekümmern!

Nur hinunterdrücken, was da empor wollte zum Licht und Leben, und wenn es auch harten Kampf kostete. Das war die Strafe für ihre lüsterne Begier!

Welch ein Frevel, als Mutter dieses unschuldigen Kindleins warm für einen andern Mann zu empfinden, als den, der ihm Vater war!

Matthias fand sie weinend, als er heimkam.

„Beim heiligen Jesus, Amei, was hast?"

Sie hing an seinem Hals. „I hab' mi g'fürchtet! Du sollst nimmer fortgehen, so auf die Nacht!"

Schallend und gutmütig lachte er: „Bist etwan ein Schulmadel worden, Amei? Fürcht'n! Das darf i niemanden sag'n, sonst wirst ausg'lacht! Das mußt dir abg'wohnen, Frau! Da könnt' i ja nimmer fort mit die Herr'n. Schau, morgen geht's mit einem Vornehmen in die Berg'! Die Birkhahnen kollern! Die will er jagern, und das is eine große Plag'! Leicht bleib' i etliche Tage aus. Wenn du di da fürchtest? Geh, Amei, jetzt schamst di schon! — Uebrigens könnt' i ja den Einsam bitten, daß er sich ein wengerl annimmt um di! Das tut er wohl!"

Sie spreizte abwehrend die Hände.

„Na, na, warum?"

„I brauch' niemanden! Mir war nur ungut heut', und da hab' i mir einbildet, i fürcht' mi!"

Scherzend drohte er ihr mit dem Finger.

Am nächsten Mittag holte ihn ein stattlicher Herr mit Rucksack und Gewehr ab, und sie wanderten fort.

Nach achtstündigem, beschwerlichem Kraxeln und Waten kamen sie todmüde an ihr Ziel: eine Almhütte, in der sie rasteten und nachteten.

Am frühesten Morgen brachen sie auf und schritten im Graudunst der Dämmerung weiter. Es hieß noch eine Weile scharf ansteigen, dann wurde es ganz licht um sie. Nur struppiges Knieholz gedieh hier noch, und das lag verschneit.

Plötzlich stutzten sie, und Entzücken rieselte wärmend durch ihre Adern. Ganz in ihrer Nähe grubelte ein Hahn. Schon brachte in einem günstigen Augenblick der Jäger das Gewehr in Anschlag, als ihm Matthias die Hand niederdrückte.

Ein zweiter Spielhahn flog zu, und ein toller Zweikampf begann. Die Flügel klatschten; unter Anspringen und gegenseitigem Zerkratzen stoben die blauen Brustfedern lustig herum; sie hieben mit den Schnäbeln, stießen mit den Ständern.

Ein doppelter Blitz und doppelter Knall. Pulverdampf verhüllte die Streitenden. Als er sich verzog, lagen sie getroffen, im letzten Kampfe mit den Flügeln schlagend, da.

Es war ein Meister- und Glücksschuß gewesen. Vergnügt steckte der Jägersmann die zwei prachtvollen, blauschwarz befiederten Vögel in seinen Rucksack und selig mit der Beute zogen sie weiter. Es war vollends hell geworden. Für heute war auf keinen Hahn mehr zu hoffen. Sie durften auch mehr wie zufrieden sein. Wie oft sind alle Mühen ohne Resultat. Auf einem Umweg gedachten sie abzusteigen.

In der Totenstille tönte nur selten der schrille Schrei eines hungrigen Raubvogels, der über den Schluchten kreiste. Beißend und scharf wehte die Luft; der Schnee ächzte und knarrte. Der Hauch ging wie eine Dunstfahne unruhig von ihrem Munde. Steifgefroren, Eiszapfen in den Bärten, gelangten sie auf den Bergkamm und schritten hintereinander vorwärts.

Eine finstere Wolke hing dicht über ihnen. Der Wind erhob sich und strich schneidend über die Haut. Nach fünf Minuten setzte jäh ein wilder Wirbelwind mit heftigem Schneegestöber ein.

„Schnell Deckung gesucht! Sonst sind wir verloren!" schrie Matthias und schob seinen Herrn hinter ein kümmerliches, verkrüppeltes Tannenbäumchen, das dieser krampfhaft umklammerte. Ihn selbst drehte es ein paarmal, dann schlug er zu Boden, halb geworfen vom Winde, halb freiwillig. Der Orkan hätte ihn in die Tiefe geschleudert.

In einer Viertelstunde waren sie im Schnee ganz begraben. Von Zeit zu Zeit, wenn das tolle Wehen ein wenig nachließ, richtete sich Matthias auf, schüttelte und rieb sich, stampfte und schlenkerte und der Herr machte es ebenso. An ein Weitergehen war nicht zu denken, und sie fürchteten, zu erfrieren.

Eiskrusten überzogen Gesicht und Hände; der frische Schnee klebte, wenn sie sich erhoben, wie ein milchweißer, gläserner Ueberzug an ihnen. Sie schwankten und taumelten wie steife Pfosten, die keinen Halt hatten, und fielen jedesmal schwer und dumpf und unvermittelt nieder. Die Stimmen, mit denen sie sich anriefen, lallten und röchelten. Keiner verstand den andern.

Der Sturm tobte, pfiff, heulte und warf die Flocken durcheinander, die in unheimlicher Menge kamen. Sie häuften sich beängstigend schnell, füllten Lücken und Gruben, rundeten Spitzen, Pfeiler und Zacken und verhüllten die Flächen in drängender Eile, als könnten sie nicht erwarten, alles, was da zum Himmel ragte und was lebte und atmete, einzudecken zu sanfter Ruhe.

Matthias und der Jäger kehrten nicht mehr heim!....

* * *

Als der Mai seinen Blütenschauer in das Tal schüttete und die Berge wieder zugänglich wurden, brachen einige gewandte Kletterer auf, um die Verunglückten zu suchen. Auch Dolf war unter ihnen. Nach langem Umherirren fand man die Körper der beiden Männer in einer Schneerinne. Am selben Tage noch nahm sie ein geweihtes Grab im kleinen Friedhof auf. —

Ameis Schmerz war groß und aufrichtig, denn Matthias war ihr wert gewesen, wenn auch nicht so sehr, wie sie jetzt im Schmerz wähnte.

Dolf hatte sich als Nachbar ihrer sofort angenommen und sprang ihr bei in Dingen, von denen sie als Frau nichts verstand. Sie sah ihn gleichmütig eintreten und gehen; ihr Herz zitterte nicht. Es war zu voll von Trauer.

Er schaffte ihr auch Arbeit. Sie und das Kind hätten nichts zu leben gehabt für die Länge. Er ließ ihr aus Wien eine Nähmaschine schicken, und sie nähte für die Dörfler die schlichte Wäsche.

Sie ließ sich bevormunden und tat, was er wollte. Das Unglück hatte sie willenlos gemacht. Aber ihr Verhalten gegen ihn war ein eigentümlich kühles, verschlossenes, rauhes.

Als alles geregelt war, zog er sich wieder zurück. Sie hauste herüben und er drüben; selten sprach er über den Zaun und fragte, wie es ihr ginge. Keins war schwatzlustig; sie zeigte sich wohl freundlich, aber kurz, und vermied es, ihn anzusehen.

In einer Nacht klopfte das junge Weib an den Laden ihres Nachbarn. Sie war in Aengsten und bat um seinen Beistand. Denn ihre Eltern waren greise Leute, sie konnten ihr in nichts mehr helfen. Den Kleinen warf das Fieber.

Dolf spannte sofort an und holte den Doktor und dann die Arznei. Und jeden Tag kam er ein paarmal und trug ihr zu, was sie brauchte und teilte Angst und Sorge mit ihr.

In dieser Zeit rückten sie einander näher. Als das Kind wieder genas, trippelte es hinüber und herüber und war bald bei dem Einsam so zu Hause, wie bei der Mutter. Der Name paßte gar nicht mehr auf den jungen Bauern.

Dann kam es vor, daß Amei das Kind manchmal holte und er es manchmal brachte. Das letzte geschah einmal, als sie an einem Sommerabend an ihren Lieblingsplatz, unter dem Hollerbaum, saß, der in Laubfüllen strotzte und ein Nest mit lustigen Finken trug, die fast flügge waren und dem jungen Weib um den Kopf flogen.

Dolf ließ sich dicht neben ihr nieder. Mit einer gewissen Verlegenheit tat er's und stotterte einige belanglose Reden daher, bis er endlich sagte: „Amei, es is viel länger als ein Jahr, daß dein Mann tot is! Denkst du nit ans Heiraten?"

Sie war erst blaß und wurde dann rot, sah ihn erst selig-erschrocken an und senkte dann den Blick.

„I weiß nit! So recht hab' i noch nit dran gedacht!" entgegnete sie leise.

„Es is — weil — nämlich — der Welserbauer — der — der hat mi g'fragt, ob du am End' Lust hätt'st?!"

Ihr Auge traf ihn wieder, aber der Ausdruck war ganz starr und ihr Gesicht wurde jetzt schneeweiß. Plötzlich stieß sie schroff und hart hervor:

„Unnützes G'red! I mag net!" — Sie hob das Kind vom Boden auf und ging ins Häuschen ohne ein Wort.

Dolf verkroch sich wieder in seine Einsamkeit. So war also Amei für immer verloren, wie es ihm schien. Sie konnte ihren Mann nicht mehr vergessen, mochte keinen zweiten freien. Heftig und unfreundlich hatte sie seine Werbung für den Welserbauer abgelehnt, und damit war — so glaubte er — auch für ihn selbst jede Hoffnung zerstört.

Bald herbstelte es. Die Hollunderblüten waren zu schweren Beerentrauben geworden und die Amseln und Stare naschten eifrig an den schwarzen Früchten. Nebel schlichen durch die Dorfgassen. Amei saß hinter dem Fenster und ließ die Maschine klappern. Sie hatte einen frohen Zug im Gesicht. Sie war überhaupt eine andere geworden. Sie scherzte und lachte und wirkte wie ein junges Madel. Ja, als ein solches war sie ganz anders gewesen, nicht so rasch, eher schüchtern und still. — Dolf wurde ganz irre am Charakter der heimlich Geliebten. Immer deutlicher gewann er den Eindruck, als ob sie sich über ihn lustig mache. Gar nicht mehr sehen mochte er sie schließlich. Er wich ihr aus. Und er wäre wieder der alte Einsam geworden, wenn nicht das Kind ihn daran verhindert hätte. Das lief halbe Tage lang bei ihm herum. Er brachte es jedoch nimmer herüber. Amei mußte es jedesmal holen, und kam er ihr dabei vor die Augen, lachte sie übers ganze Gesicht.

Er fing an, abzuzehren. Ihre Heiterkeit folterte ihn. Der Verdacht nistete sich bei ihm ein, daß sie ihren Vorsätzen untreu geworden und vielleicht einen Liebsten habe. In seine Augen stieg merkbar der Gram.

Einmal traf ihn Amei in der Stube, als sie ums Kind kam. Sie warf einen scharfen Blick auf ihn und fragte dann mit gesenkten Lidern: „Du, Nachbar, was is jetzt mit dem Welserbauern? Hat er nix mehr g'sagt?"

Sein stilles, mageres Gesicht zeigte volle „Bestürzung. „Der Welserbauer? Der! Ja — nein — i weiß nit! Hast ihn vielleicht gern? Willst heiraten?"

„Du fragst neugierig und brauchst nit alles zu wissen! I hab' nur grad' g'merkt! Geh', sing' mir doch ein Liedl, weißt du, das von dem Bleamerl, das nit fur di blüht! Du hast's einmal g'sungen früher, und i hab' dir zugehört!"

Er wurde feuerrot, holte schweigend die Zither und sang:

I wuzt wol a Bleamerl,
Das wunderschö duaft,
Stund's nit af ag Gwänd,
Wo ta Sieg aufrufat!
I wuzt wol a Herzerl,
Das vollа Leb'n schlagt, —
Ja die Strag'n derfor'n,
Ös mi wert tragt?"

„Weißt du, das Liedl stimmt aber jetzt nimmer! S'is schon a Sieg da, mußt nur Kurasch' hab'n; und verbot'n is die Strag'n jetzt auch nimmer."

„Amei, Amei!" Er starrt wie entsetzt. „Weißt denn, daß i dir gut bin?!"

„Freilich! So dumm is doch kein Weib, daß nit merkt, wann's ein Mann gern hat! Warum hast ni g'redet, wie i noch ein Madel war?"

„Weil i ein Stockfisch war! Ein Dalk! Weil i eine Zung' hab' wie ein Glockenhammer so schwer und ein Gemüt, wie ein Gamsbock so scheu und dumm! Bis i mich hätt' traut, war's spät! Und dann hab' i's tragen müssen!"

„Ja, ja! Du bist ein Tiefer, ein Verstockter, ein G'spaßiger! Aber i hab' dich rauskriegt! Der Welserbauer, fur den du g'fragt hast, der warst du! Denn der Richtige, der hat ein Madel seit Jahr und Tag, und am Kathreinfest feiern's Hochzeit! Aus seinem eig'nen Mund weiß i's, und nach mir hat er nie g'schaut! Lügen kannst doch, du Lolli! Und verdreht bist ordentlich! Und Schneid hast keine in der Lieb'! Nit für einen Kreuzer!"

„Aber gern hab' i dich, Amei! Großmächtig gern! Durch und durch! Jetzt ist endlich heraus, Gott sei Dank! Und du mich?"

„I hab' dir's schon g'sagt. Leicht hätt' können wieder ein anderer kommen, dummes Mannsbild, und du hättest wieder 's Nachschauen g'habt!"

Von seinen wehleidigen Augen ging ein Strahlen aus, wie von der Sonne, wenn sie nach einem grauen, düsteren, kalten Nebelmorgen mit voller Mittagsglut durchs Gewölk dringt!

Das große Messer.

Eine lehrreiche Geschichte.

In der Honoratiorenstube des Hotels „Zu den drei Bergen" hängt von der Decke ein riesiges Messer herab. Die Klinge ist so lang wie eine Sense und der Stiel so dick wie ein Stuhlbein. Fremde, die sich nach der Herkunft und dem Zwecke des sonderbaren Wandschmuckes erkundigen, nimmt der Wirt geheimnisvoll beiseite.

„Es sind Herren von der „Riesenmesser-Gilde" im Zimmer," erklärt er, „und sie mögen nicht leiden, daß man ihre Geheimnisse ausplaudert. Das große Messer ist nämlich das Wahrzeichen ihrer Gilde, es stammt aus dem Nachlasse des Herrn von Münchhausen. Er ist der Schutzpatron aller Aufschneider, und zum Zeichen, daß an diesem Tische fürchterlich aufgeschnitten wird, hängt das riesige Messer darüber. Wer in die Gilde der „Riesenmesser" aufgenommen werden will, muß durch eine kolossale Aufschneiderei den Befähigungsnachweis erbringen; erst dann wird er mit dem großen Messer zum Ritter von Münchhausen geschlagen."

Ich fand mich abends pünktlich in der Honoratiorenstube ein; unter dem großen Messer saß schon eine Anzahl würdiger Herren mit jovialen Mienen und prahlenden Glatzen. Der Präses, ein Falstaff an Gestalt und Benehmen, erteilte gerade einem Prüfling, einem Major a. D., das Wort.

„Nun, Herr Major," sagte er feierlich und blickte voll Ehrfurcht zu dem großen Messer empor, „wollen Sie uns nicht auch einen Schwank aus Ihrem Leben erzählen?"

Der Kandidat der höheren Aufschneiderei räusperte sich mit starkem Klange. „Einen Schwank aus meinem Leben?" antwortete er. „Nein, meine Herren, ich will Ihnen lieber eine ernste Sache von phänomenaler Merkwürdigkeit mitteilen — ein Kriegserlebnis aus dem deutsch-französischen Kriege.

„Es war in der Schlacht bei Vionville; meine Kompagnie war zwischen zwei feindliche Feuer gekommen, die Kugeln pfiffen um uns herum, wie die Schneeflocken im Winter. Ich ritt an der Tête auf meinem braven Hans, einem Holsteiner Rappen, brillantes Kampagnepferd — stand vor dem Schuß wie 'ne Mauer! Aber wir wurden immer heftiger beschossen, in das Chassepotfeuer mischte sich das Geknatter der Mitrailleusen — mit einemmale bäumt sich mein Hans; eine Granate war ihm direkt vor die Füße gefallen. Er steigt kerzengrade in die Höhe, die Granate krepiert, einen Moment ist alles in Feuer, Rauch und Blut gehüllt, dann verzieht sich der Dampf, um mich herum liegen Berge von Leichen, aber wir sind gerettet, ich und mein Hans! Ich klopfe ihm beruhigend den Hals, da sehe ich zu meinem Entsetzen, daß ich nicht mehr auf meinem Pferde sitze, denn mein Hans war doch ein Rappe, und ich saß auf einem Schimmel!"

„Unmöglich!" rief ein Zuhörer.

„Und doch sehr natürlich!" meinte der Major lächelnd. Es war trotzdem mein Hans, das brave Tier hatte sich nur vor Schreck über die Granate verfärbt und weiße Haare bekommen. Es geht auch manchen Menschen so."

„Sehr richtig!" lobte der Präses.

„Ich bin noch nicht zu Ende," fuhr der Major fort. „Nach der siegreichen Schlacht erhielt ich eine hohe Auszeichnung: der kommandierende General heftete mir mit eigener Hand das eiserne Kreuz an. Und wie ich gerührt heruntersehe, da sitze ich wieder auf meinem alten Rappen!"

„Was!?" tönte es wie aus einem Munde.

„Ja wohl," bestätigte der Erzähler, „vor Freude über meinen Orden hatte er sich wieder verfärbt und war schwarz geworden!"

Die Zuhörer blickten einander verblüfft an — eine solche Kühnheit im Aufschneiden war ihnen noch nicht vorgekommen. Dieser Mann war des großen Messers würdig!

„Und wo ist das merkwürdige Pferd hingekommen?" erlaubte sich der Präsident zu fragen.

„Mein alter Hans? Den reite ich jetzt noch!" erklärte der Major.

„Aha, sind Sie endlich ertappt!" triumphierten die Messerhelden. „Sie haben ja weder einen Rappen noch einen Schimmel, Sie reiten ja einen Schecken!"

„Aber es ist dasselbe Pferd, von dem ich Ihnen erzählte," behauptete der Held, „Freude und Schreck haben ihn schwarz und weiß gemacht, nun hören Sie, was weiter passiert ist! Vor acht Tagen gehe ich in den Stall und sage zu ihm: „No, alter Hans, sei froh, daß du kein Mensch bist! Da sitzen die sogenannten Menschen den ganzen Abend in der Kneipe und einer lügt dem anderen etwas vor und produziert sich in albernen Aufschneidereien, anstatt ein vernünftiges Gespräch zu führen! Ja, alter Hans, sei froh, daß du kein Mensch bist!"

„Und da hat sich mein Rappe vor Vergnügen, daß er nicht zu Ihnen gehört, scheckig gelacht! Guten abend, meine Herren!"

Aegyptische Arbeiter.

Haben vielfach noch die Gewohnheiten der Vorfahren.

Als Arbeiter wird der Orientale im Auslande noch nicht eben hoch eingeschätzt. In Reiseschilderungen und anderen, das morgenländische Leben betreffenden Darstellungen wird mit Vorliebe das Phlegma, das Sichgehenlassen und die Genügsamkeit der Menschen am Bosporus und am Nil betont. Dennoch ist die professionelle Arbeit der einheimischen Bevölkerung nicht so ganz gering anzuschlagen. Was ihr noch nicht innewohnt, sind die Rastlosigkeit und Hast der Stunde, jenes geflügelte Tempo, das die maschinelle Technik bei uns der gesamten Erwerbstätigkeit verliehen hat. Wer den orientalischen Arbeiter bei seiner Arbeit sehen will, muß ihn natürlich nicht in der Peripherie der großen Hotels oder überhaupt in den europäischen Quartieren der Städte suchen, sondern er muß ihm mit einiger Geduld in das Gassenlabyrinth der Eingeborenenviertel folgen, unter alte Torbögen, in ruinenhafte Gemäuer ohne Dach und Fenster, wo jener mit Beharrlichkeit, oft nicht ohne Talent und Schaffensfreude, seinem kümmerlich gelohnten Berufe obliegt.

Aegypten besaß schon im höchsten Altertum, wie aus zahlreichen Denkmäler-Abbildungen und Papyrusblättern ersichtlich ist, eine geschickte Handwerkerklasse. Da sich aber kaum irgendwo in der Welt alte Sitten und Gebräuche so unverändert forterhielten, wie in Aegypten, so ist auch manches von den ursprünglichen Arbeitsmethoden der ehemaligen Nilbewohner auf ihre späteren Nachfolger gekommen. Wie der Fellach heute noch mit einem Holzpflug seine Schollen kehrt, der aufs Haar demjenigen seiner Urväter aus der Zeit der Pyramidenbauer gleicht, so wird noch gegenwärtig im Nilland ein „Webstuhl" benutzt, wie ihn primitiver auch die Bewohner des seit Jahrtausenden vom Erdboden verschwundenen Memphis nicht verwendeten.

Die Herstellung vieler Gebrauchsdinge vollzieht sich noch immer mit Hilfe von Vorrichtungen, wie sie der wenig anspruchsvolle Geist der ältesten Vorfahren ersonnen hatte. Die Berufszugehörigkeit der Arbeiter richtet sich fast überall nach ihrer Rasse und Religion. Die christlichen Kopten wenden sich den feineren, qualifizierten Arbeiten zu: der Buchbinderei, der Graviertkunst, der Herstellung von Möbeln mit Perlmutter- oder Ebenholz-Einlagen, der Goldschmiederei usw. Sie betätigen sich besonders in der Reproduktion antiker Kunstgegenstände, wie Metallvasen und -Behälter aller Art mit eingeschnittenen Arabesken, ferner Draperien, Waffen, Körben und dergleichen. Die Griechen suchen im Handelsfach und in Gastwirtschaftsbetrieben ihren Unterhalt zu verdienen. Sie sind Kellner, Bäcker, Konditoren und Ladenangestellte. Die Juden verstehen sich ebenfalls auf feinere Ziselier- und Goldschmiedearbeiten. Sie beschäftigen sich aber auch im Baugewerbe, in Geflügelschlächtereien, als Kolporteure und Hausierer. Die härteren und gröberen Arbeiten fallen dagegen zumeist den Muselmännern zu, die als Straßenarbeiter, Maurer, Lastträger, Wäscher und Glätter, Schmiede, Metzger und Schuhputzer Verwendung finden. Die zahlreich aus dem Sudan einwandernden Nubier und Neger verdingen sich als Portiers und Hausdiener. Syrier und Armenier, denen besondere Anpassungsfähigkeit nachgesagt wird, erlangen vielfach besser bezahlte Posten in Handels- und Banketablissements, verstehen sich aber auch auf Bijouterie- und Metallfiligranarbeiten, sowie auch auf die Teppichweberei.

Die städtische Arbeiterbevölkerung steht, soweit sie muselmännisch ist, wesentlich unter dem Einfluß der nationalistischen Agitation. Das Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit ist neben dem immer propagierten Wunsch nach Machtvergrößerung des Islams so ziemlich das einzige Ideal, das bislang in die Volksseele zu pflanzen versucht wurde. Dem Sozialismus fehlen noch zu sehr die materiellen Grundlagen: eine aufblühende Großindustrie mit Ansammlung größerer Arbeitertrupps in gleichen Betrieben.

Zum Anzeigen der Getreidepreise, die ja während der Börsenzeit sich häufig ändern, benutzt ein Getreidemakler in Pennsylvanien ein großes schwarzes Brett mit einem Ziffernblatt, dessen Ziffernrand die Preisskala enthält, während fünf bis sechs verstellbare Zeiger den verschiedenen Getreidesorten entsprechen.

In Oklahoma befindet sich eine Kohlenausladestation für Frachtwagen von merkwürdiger Bauart. Sie besteht aus einem runden Turm von 89 Fuß Höhe, in dessen unterem Teil eine große Bogenöffnung für die Einfahrt der Wagen angebracht ist. Die Kohlen fallen in einen Behälter, aus welchem sie mit Elevatoren in den hoch oben gelegenen Speicher gehoben werden.